

Nr. 267. Bromberg, den 6. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

———

(Urheberschutz für Georg Müller Verlag, München.)

8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Achtes Kapitel.

Ein Auftrag für Mr. Moon.

Jedem denkenden Kunstfreund, der die jährliche Ausstellung der Königlichen Akademie zu besuchen pflegt, müssen die Symptome eines seltsamen Wahnes aufgefallen sein, der von Zeit zu Zeit Menschen unbekannter Herkunft, gänzlicher Unwichtigkeit, aber mit großem Reichtum gesegnet, befällt, welcher Wahn sich in die Form leidenschaftlichen Verlangens kleidet, ihre Züge auf Leinwand — womöglich zu bedeutenden Preisen — verewigt zu sehen.

Die Folge dieses unerklärlichen Zuges der menschlichen Natur ist, daß beliebte Porträtmaler hohe Steuern zahlen müssen, was Mr. Joseph Pargiter Moon denn auch — unter Protest — tat. Jedoch, als er am Morgen nach Mikes Abreise vor seiner Staffelei stand und Mrs. Smith-Saunders düster betrachtete, sich dieweil den Kopf zerbrechend, wie er ohne schwere Verletzung seiner Selbstachtung ihre Doppelkinne verbergen könne, da fluchte er still in sich hinein. Denn er hatte eine Künstlerseele und für diese ist das Malen von solchen Geschöpfen wie Mrs. Smith-Saunders das reine Fegefeuer. Aber auch eine Künstlerseele hat Verwendung für einen hohen Scheck, und so biß Mr. Moon die Zähne zusammen und arbeitete grimmig weiter.

Nichtsdestoweniger freute er sich der Unterbrechung, die das geisterhafte Eintreten Shoesmiths hervorrief, der geräuschlos an die Seite seines Herrn glitt.

„Nun?" sagte Mr. Moon.

„Lady Fairlie ist am Telephon, Sir. Ich sagte ihr, Sie hätten eine Sitzung; aber sie meinte, die Sache wäre sehr dringend."

Mr. Moon nickte, warf den Pinsel beiseite und entschuldigte sich bei Mrs. Smith-Saunders, ihr gleichzeitig ein illustriertes Blatt überreichend. Dann ging er in die Halle hinüber, setzte sich zum Telephon und hob den Hörer auf.

„Hallo!" sagte er.

„Ist dort Putney fünfundneunzigneununddreißig?"

„Gewiß", erwiderte Mr. Moon artig.

„Einen Augenblick, bitte", bat das Telephon, gab dann verschiedene Töne von sich, die einem Spucken und heiserem Husten glichen und endlich einer Stimme Raum, die wohl durch die Entfernung dünn und metallisch klang, aber ihrer natürlichen Energie nicht beraubt worden war.

„Bist du es Josef?"

„Kein anderer. Wie geht es dir, Karoline?"

„Ich habe dich gestern nachmittag angerufen", sagte die Stimme mit leisem Vorwurf. „Du warst ausgegangen."

„Ganz richtig", gab Mr. Moon zu. „Ich war bei Lord."

„Welchem Lord?"

„Lords Cricket-Platz", erklärte Mr. Moon grinsend.

„Ach so. Ich habe abends wieder angerufen, und du warst wieder weg."

„Ich muß es zugeben, Karoline", sagte Mr. Moon. „Ich ging zu dem Mädchen mit den blauen Strumpfbändern."

Kurzes Schweigen.

Dann bemerkte die metallische Stimme kühl: „Du scheinst recht merkwürdige Bekanntschaften zu haben, Josef."

Mr. Moon lachte vergnügt.

„Die habe ich allerdings, Karoline, aber sie gehört nicht dazu. Weißt du, es tut mir schrecklich leid, dieses heitere Gespräch abkürzen zu müssen, aber im Atelier wartet eine Dame auf mich und es hieß, deine Angelegenheit sei dringend."

„Das ist sie auch", sagte die Stimme. „Josef, wo ist Michael?"

„Mike? Ja, ist er denn nicht bei dir?"

„Nein. Wenn er bei mir wäre, würde ich dich nicht fragen, wo er ist. Ich erwartete ihn gestern zum Lunch, aber er ist nicht gekommen. Nachmitags erhielt ich eine Depesche. Höre: „Bedaure sehr, Ankunft einige Tage verschieben zu müssen, dringende Privatangelegenheiten. Grüße Mike." Was sind das für Privatangelegenheiten, Josef?"

„Weiß der Kuckuck", sagte Mr. Moon. „Er ist gestern ordnungsgemäß von hier nach King's Fortune abgefahre- Von wo hat er telegraphiert?"

„Von Sharrowby."

„Kenne ich nicht."

„Es ist eine kleine Stadt ungefähr vierzig Kilometer von hier und absolut nicht auf dem Weg nach King's Fortune."

„Nun, ich möchte mir keine Sorgen machen, Karoline. Er wird schon kommen, und schließlich ist er alt genug zu wissen, was er tut."

„Das ist er nicht", sagte die Stimme gelassen. „Kein Mann ist alt genug zu wissen, was er tut und Michael erst recht nicht. Soweit ich mich an ihn erinnere, ist er jeder Art tollen Streiches fähig. Ich habe hier alle Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen und es ist äußerst rücksichtslos von ihm, so fernzubleiben. Er muß — — ja, noch drei Minuten, bitte — er muß sofort hergebracht werden."

„Aber — —"

„Ich möchte, daß du, Josef, nach Sharrowby fährst, herauskriegst, was er dort für Unfug treibt und ihn nach King's Fortune bringst. Kannst du gleich wegfahren?"

„Ja, hol's der Teufel, Karoline", sagte Mr. Moon ungalant, „wenn du so verflucht ängstlich bist, warum fährst du nicht selbst? Von dir aus ist es ja nur ein Schritt."

„Ich bin nicht in der Lage, Schritte zu unternehmen", erwiderte die gelassene Stimme. „Ich habe heute eine Sitzung des Hertfordshire Mutterbundes und morgen auch wichtige Geschäfte. Und brauchst dich nicht zu bemühen, mich glauben zu machen, daß du zuviel zu tun hast, um mir diesen Gefallen zu erweisen. Wenn du deine Zeit bei Cricket und Operetten verschwenden kannst, so kannst du auch genug erübrigen, um Michael von einer Dummheit abzuhalten."

„Aber wieso weißt du, daß er eine Dummheit begehen will?"

„Weil", sagte die Stimme, „da irgendeine Frau dahintersteckt."

„Wie", sagte Mr. Moon aufgeschreckt. „wie zum Kuckuck willst du wissen — —?"

„Instinkt, wenn du willst, Josef. Wenn es meine Gewohnheit wäre, zu wetten, was es Gott sei Dank nicht ist, würde ich drei zu eins darauf setzen. Also siehst du wohl ein, daß du nach Sharowby mußt?"

„Aber, mein liebes Kind, ich habe eine Porträtsitzung!"

„Also beeile dich, abzuschließen und fahre! Und zwar

erst nach Sharrowby, es ist ein kleines Nest, wo du ihn leicht finden wirst. Und dann fahr' mit ihm gleich hierher weiter. Du wirst natürlich hier übernachten. Leb' wohl, Josef, und vielen Dank."

„Aber Karoline", begann ihr Bruder eindringlich, „warte ein — —" Eine Stimme unterbrach ihn, eine hohe, durchdringende Stimme, die ihm beinahe das Trommelfell zerriß.

„— — so ein hübscher Kerl, meine Liebe, aber was er mir alles sagte! Natürlich sagte ich ihm, er irre sich und ich sei nicht von der Sorte Mädchen — —"

„Doch, Sie sind's!" schrie Mr. Moon wütend.

„Ich habe nicht recht verstanden, Liebste", sagte die neue Stimme.

„Sie sind gerade von der Sorte Mädchen!" brüllte Mr. Moon. „Und Sie können ihm erzählen, daß ich es gesagt habe!"

Worauf er bösartig den Hörer aufhängte und für eine Weile in bekümmertes Nachdenken verfiel. Was zum Kuckuck mochte dieser junge Esel von Mike jetzt anstellen? Die Aussicht, einem herumirrenden Neffen mit einem Rennwagen durch mehrere Grafschaften nachzujagen, hatte wenig Verlockendes für Mr. Moon. Das sah wirklich Karoline ganz ähnlich, einfach ihre Befehle auszuteilen und sich darauf zu verlassen, daß sie befolgt würden! Nun, er mußte wohl gehen, meinte er; was Karoline wünschte, geschah ja gewöhnlich. Und wenn er es recht überlegte, warum auch nicht? Abgesehen von Mrs. Smith Saunders, von deren Wohlgestalt sich zu erholen, ihm nur willkommen war, hatte er augenblicklich nicht viel zu tun, ein kleiner Ausflug aufs Land würde ihm recht gut tun. Mr. Moon erhob sich brummend und begab sich ins Atelier.

Eine Stunde darauf, nachdem die Sitzung mit beiderseitigen Liebenswürdigkeitskundgebungen beendet worden war, drückte Mr. Moon auf die Klingel, die seinen Vasallen herbeirief.

„Shoesmith," sagte er, „ich fahre sofort nach King's Fortune und werde wohl ein bis zwei Tage ausbleiben. Ich werde Sie noch benachrichtigen. Packen Sie meine Tasche, bringen Sie mir die Stiefel, füllen Sie die Reiseflasche und holen Sie den Wagen."

„Sehr wohl, Sir", sagte Shoesmith. „Die große oder die kleine Flasche, Sir?"

„Fragen Sie nicht so dumm, Mann!"

„Sehr wohl", sagte Shoesmith und verschwand in seiner geisterhaften Weise.

Und so kam es, daß Mr. Josef Pargiter Moon, angetan zur Autofahrt, binnen kurzem aus seinem Hause heraustrat und seinen Wagen bestieg. Dieser sah, wie die meisten Dinge bei diesem ungewöhnlichen Manne, etwas überraschend aus. Es war ein sehr kleines blaues Kupee und machte den Eindruck, als könne sein Besitzer nur mit Hilfe eines Schuhlöffels hineinkommen. Durch lange Übung hatte Mr. Moon es jedoch dahingebracht, seine umfangreiche Person mittels zwei Bewegungen — ein Ducken, ein Krümmen — der festen Umrahmung des Wagens einzuschmiegen. Er winkte Shoesmith abschiednehmend zu, tutete wild und fuhr ab.

Nachmittags lenkte das blaue Kupee, von oben bis unten in Staub gehüllt, in die lange Hauptstraße von Sharrowby ein. Gar mancher stämmige Ortsbewohner fuhr erschrocken vor dem dichtbehaarten Antlitz auf dem Lenkersitz zurück, doch darum scherte sich Mr. Moon wenig. Ihm war heiß und er war müde und sehr durstig, denn die Reiseflasche hatte schon längst ihren letzten Tropfen hergegeben; seine Gedanken weilten mit nichts weniger als verwandtschaftlicher Liebe bei seinem säumigen Neffen. Er blickte sich mißmutig um und was er sah, gefiel ihm nicht.

Das Städtchen Sharrowby (1112 Einwohner) ist eine jener verschlafenen Gemeinden, für deren Existenz niemand einen Grund weiß. Es hat weder eine besondere Industrie, noch besitzt es irgendwelches historisches, architektonisches oder ästhetisches Interesse, und ist außerhalb seiner Grenzen gänzlich unbekannt, außer ein paar Unglücklichen, die es von Zeit zu Zeit aufzusuchen gezwungen sind. Seine Einwohner sind langsam im Bewegen, im Denken und im Essen und verbinden inneres Mißtrauen mit abgrundtiefer Leichtgläubigkeit, zum Beispiel schauen sie sich jedes Geldstück dreimal an, ehe sie es nehmen, während man ihnen andererseits leicht einreden könnte, die Erde sei flach. Sharrowbys hervorragendste Gebäude sind die Baptistenkapelle, der Rote Löwe, die Blaue Kuh und der Brunnentrog; auch hat sich kein wichtiges Ereignis dort zugetragen, seit im Jahre 1922 Joe Webbs Sonntagshut von einem Motorrad überfahren wurde.

Mr. Moons Künstlerauge übermittelte ihm diese Tatsache, während er auf der Suche nach dem Postamt die Hauptstraße entlangfuhr. Wie gewöhnlich in solchen Ortschaften, war dieses so geschickt in einem Kaufmannsladen versteckt, daß er schon zweimal daran vorübergefahren war, ehe er es entdeckte. Dann hielt das blaue Coupé, Mr. Moon entwand sich ihm und kämpfte sich durch einen fürchterlichen Geruch von Käse, Seife und Schuhwichse in den Läden bis zu dem postamtlichen Drahtkäfig an dessen Ende durch.

In diesem Käfig saß ein verschrumpfter Graubart von verfallenem Aussehen, der bei Mr. Moons Näherkommen aufblickte und eine ungeheure Brille aufsetzte.

„Guten Tag", sagte der Graubart freundlich.

„Guten Tag", erwiderte Mr. Moon liebenswürdig. „Möchten Sie wohl so gut sein, mir eine Auskunft zu geben?"

„Was soll ich Ihnen geben?" fragte der Graubart. „Wir haben alles, was Sie brauchen." Und dabei wollte er sich erheben und zum Verkaufspult gehen, als ihn Mr. Moon eilig zurückrief.

„Ich möchte", schrie Mr. Moon mit einer Stimme, die geeignet war, ein Schiff im Sturm anzurufen, „eine Auskunft über ein Telegramm!"

„Talligramm?" erwiderte der Alte überrascht. „Ich hab' erst nicht recht verstanden, ich höre nämlich nicht mehr so gut wie früher. Bitte, da haben Sie für ein Talligramm", und damit reichte er einige Formulare heraus.

Mr. Moon schickte ein Stoßgebetlein um Geduld zum Himmel empor und versuchte nochmals sein Glück, diesmal mit einer Stimme, die sämtliches Küchengeschirr an der Wand erschütterte und einem Kätzchen unter dem Ladentisch Todesschrecken einjagte.

„Ein Telegramm wurde gestern nachmittag durch einen Bekannten von mir abgeschickt", trompetete Mr. Moon, „können Sie mir sagen, wo er ist?"

Der Greis fuhr halb betäubt zurück.

„So schlecht höre ich doch nicht," bemerkte er gekränkt. „Wenn Sie so schreien, verstehe ich gar nichts. Was haben Sie gesagt?"

Mr. Moon, puterrot im Gesicht, schöpfte tief Atem und begann langsam, deutlich, nach Silben getrennt, zum drittenmal.

„Ein Be — kann — ter von mir hat ge — stern nachmittag ein Te — le — gramm von hier ab — ge — schickt. Ich möch — te wissen — —"

Das blöde Gesicht des Alten verzog sich zu einem zahnlosen Grinsen des Verständnisses.

„Richtig! Richtig! Es ist schon wahr, daß gestern ein Talligramm abgeschickt wurde. Ich hab' mir's gemerkt, weil es das erste war, seit die Lisi vorige Woche ihrer Mutter eins geschickt hatte — —"

„Hat es ein großer, magerer junger Mann mit einem gebrochenen Nasenbein aufgegeben?" fragte Mr. Moon rasch.

„Nein. Ich sag' Ihnen ja, es war die Lisi, die ist mehr rundlich und hat auch kein gebrochenes Na — —"

Mit übermenschlicher Anstrengung enthielt sich Mr. Moon eines Mordes.

„Bitte, hören Sie," sagte er beinahe flehend. „War der Absender des gestrigen Telegramms ein großer, magerer, junger Mann mit gebrochener Nase?"

„Ach, der!" sagte der Greis offenbar überrascht, worum es sich handle. „Ich dachte, Sie sprachen von Lisi. Jetzt verstehe ich, versteh' schon. Ich bin doch nicht so taub wie man glaubt, sehen Sie? Es ist mein linkes Ohr — — "

Mr. Moon stöhnte erschöpft und fuchtelte mit den Händen.

„Bitte," flehte er gebrochen, „war es ein großer junger Mann mit gebrochener Nase?"

„Ja, das war er", erwiderte der Alte, nun geradezu überraschend schnell. „Ich wußte, seine Nase müsse gebrochen sein, weil — —"

„Wissen Sie, wo er jetzt ist?"

„Wie?"

„Ob Sie wissen, wo er jetzt ist?"

„Gestern war er hier."

„Ja, ja, aber wohin ist er von hier gegangen?"

„Ich weiß das nicht", sagte der ehrwürdige Greis. „Ich hab' ihn nicht gefragt, wissen Sie."

„War er allein?"

„Wie?"

„Ob jemand mit ihm war?"

„Ich?" fragte der Alte. „Ich hab' ihm nichts gegeben. Er hat ja nichts verlangt, außer ein Talli — —"

Aber was der Mensch ertragen kann, hat seine Grenzen und Mr. Moon hatte diese erreicht.

„Danke", sagte er kurz. „Guten Tag." Und er wandte sich mit Grausen, verließ den Laden, setzte sich auf das Trittbrett seines Wagens und trocknete sich die Stirn mit einem großen sauberen Taschentuch.

Und währenddessen fluchte er über die törichte Gefälligkeit, die ihn in diesen gottverlassenen Ort gebracht hatte. Er

hatte gar nichts erfahren, außer, was er ohnehin schon wußte, nämlich, daß Mike das Telegramm abgesandt hatte. Es schien auch recht unwahrscheinlich, daß weitere Nachforschungen mehr zu Tage befördern würden, besonders, wenn die übrigen Eingeborenen dem Postmeister nachgeraten waren. Das war eben sein Pech, dachte Mr. Moon mit Bitternis, daß gerade der Mensch, dessen Hilfe er brauchte, ein stocktauber Halbidiot im letzten Stadium senilen Verfalls sein mußte! Mittlerweile war es spät geworden und er verspürte Hunger. Wenn er Karoline heute noch Bericht erstatten sollte, mußte er schauen, weiterzukommen. Vielleicht fand er aber doch noch Zeit rasch . . . — —

„Oi!" sagte eine Stimme.

Mr. Moon wandte sich um und sah den Alten in der Tür stehen.

„Ich hab' mich früher geirrt", krächzte der Greis, „mit der Lisi. Es war nicht die Lisi, die das Talligramm — —"

„G—r—r—r", oder so einen ähnlichen Laut brachte Mr. Moon nur hervor, machte Kehrt, kroch in seinen Wagen und fuhr mit höchster Geschwindigkeit ab, während er zum erstenmal in seinem Leben die Meinung jener vollständig teilte, die dafür sind, daß man die Alten und Gebrechlichen schmerzlos vernichten solle. Jetzt mußte er vor allem etwas zum Trinken haben, entschied er, dann würde er die Straße nach Hurstover suchen.

Eine Stunde später suchte er sie noch immer. Er hatte keine Karte und Erkundigungen bei Vorübergehenden nützten ihm nichts, denn eine der reizendsten Eigenschaften des Landbewohners ist seine gänzliche Unkenntnis alles dessen, was sich außerhalb eines kleinen Umkreises von seinem Aufenthalt befindet. Im Verlaufe dieser Stunde war Mr. Moon viel in Hertfordshire hin und hergefahren, ehe er darauf kam, daß er sich richtig verirrt habe.

Diese Erkenntnis dämmerte ihm, als er bei einer Kreuzung anlangte, wo ein alter Wegweiser seinen einzigen Arm, auf dem „Sharrowby 5 Kilometer" zu lesen war, in ein Rübenfeld streckte.

Mr. Moon hielt sein Coupé am Fuße des Wegweisers an, stieg aus und blickte sich nach allen Seiten um. Rings um ihn lag die Stille eines schwülen Augustabends, von den Feldern kam das Zirpen der Grillen und von weitem hörte man einen Hund bellen. Nirgend eine Spur von menschlichem Leben oder einer Behausung. Tiefste Ruhe überall — nur nicht in der Seele des bärtigen und dürstenden Herrn, der da mitten auf der Straße stand und sich so grimmig an den Wegweiser wandte, als sei ihm dieser Geld schuldig geblieben.

„Was nun?" fragte Mr. Moon den Wegweiser. „Soll ich hier die ganze Nacht kampieren, oder in dieses gottverlassene Nest zurückkehren oder weiter wie ein Schaf im Kreis herumfahren?! Soll ich — ah!"

Er hörte plötzlich das Geräusch eines näherkommenden Autos, seufzte erleichtert auf, trat mitten auf die Straße und wartete hoffnungsvoll. Er hatte nicht lang zu warten; drei Sekunden später sprang er schon wie eine Gemse, sich in Sicherheit zu bringen und schrie dazu: „He! Passen Sie doch auf, Sie Tölpel! Passen Sie auf!"

Das Auto, ein großer Viersitzer, kam mit mäßiger Geschwindigkeit um die Ecke, aber bei dem Anblick Mr. Moons und des Coupés schrie der Lenker erschrocken auf und erhöhte unbegreiflicherweise seine Geschwindigkeit, indem er gleichzeitig seinen Wagen heftig herumriß. Es erfolgte ein lauter Krach, dann Stille. Endlich ertönte Mrs Moons Stimme.

„Vielen Dank", sagte er und trat vor, den Schaden zu besehen.

Dieser war beträchtlich. Der Viersitzer hatte das Coupé von der Seite her erwischt und es an den Wegweiser gerannt, dessen Arm nun zum Saturn hinaufwies. Das launische Schicksal hatte indessen den großen Wagen glimpflich behandelt: zwei zerschmetterte Laternen, verbogene Kotflügel und ein zerbeulter Kühler verminderten zwar seine Schönheit, behinderten jedoch nicht seine Bewegungsfreiheit. Das Coupé hingegen war gänzlich außer Tätigkeit gesetzt, denn sein Vorderrad war durch den Zusammenstoß mit dem Wegweiser in einen scharf abstehenden Winkel geraten. Nachdem Mr. Moon dies alles zur Kenntnis genommen hatte, schaute er sich neugierig nach dem Urheber des Zusammenstoßes um.

Dies war ein langes, mageres Individuum mittleren Alters, mit einem langen, mageren sanftäugigen Schafsgesicht, hängendem Schnurrbart und dem Aussehen allgemeiner Untüchtigkeit. Er war noch damit beschäftigt, nach Luft zu schnapen, und als Mr. Moons eisiger Blick auf ihn fiel, kletterte er von seinem Sitz herunter und kam leise keuchend näher.

„Es tut mir so leid", stieß er hervor.

„Bitte, bitte", sagte Mr. Moon grimmig.

„Ganz — merkwürdige — Sache", keuchte das Schafsgesicht. „Ich muß auf den Akzelerator statt auf die Bremse — gedrückt haben. Wirklich merkwürdig."

„Ach, in der Tat", sagte Mr. Moon, seinen Anteil an der Unterhaltung auf das äußerste beschränkend, um nicht etwas zu sagen, was er bei ruhigem Denken zu bereuen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin wartet.

Skizze von Erik Lorenssen.

Der Reiterobrist Sten Sture lehnte verdrossen an dem Pfosten der großen, verschlossenen Flügeltür und sah mit verlorenen Blicken verächtlich auf die adeligen Offiziere der Leibwache hin, die voll unterdrückter Erregung im Vorzimmer zusammen standen und halblaut tuschelten.

Das helle, eintönige Gebimmel des Beichtglöckleins in der Schloßkapelle kam durch das offene Fenster herüber und zwang die ungefügen Gedanken des alten Haudegens an das Leidenslager im kleinen Turmzimmer, worin sich zur Stunde auf den schmerzzerwühlten Kissen die sterbende Königin von Schweden zur Ewigkeit bereitete.

Das Leben von Ulrike Eleonore ging zu Ende. Fern von ihrer Residenzstadt Stockholm, in dem stillen Schloß, das ihrer freiwilligen Verbannung Zuflucht wurde, sah sie gefaßt ihrer letzten Stunde entgegen.

Die im Feldlager geschärften Ohren des alten Soldaten hörten hinter dem hölzernen Schutzwall das trübselige Murmeln der Beichtenden. Da krampften sich die gebräunten Pranken um den Korb des Pallasches, heiß stieg es dem grauhaarigen Riesen in der Kehle auf, und die breiten Schultern zitterten vor verhaltenem Weh.

Die wimmernde Glocke verstummte mit klagendem Nachhall. Sten Sture rührte sich nicht. In starrer Leblosigkeit stand er da, nur die Augen schossen verstohlene Blitze über die plaudernden Gruppen der Offiziere.

Mit leisem Krach öffnete sich die Tür. Der Geistliche schloß sie vorsichtig hinter sich in zärtlicher Andacht. Da traf seinen Blick ein so treuherziger, jammervoll flehender des alten Obristen, daß er mitleidig auf ihn zutrat und in schweigendem Kummer seine feine, weiße Hand auf den Arm des anderen legte.

Da mußte sich Sten Sture mit unterdrücktem Schluchzen abwenden. Begütigend strich ihm der geistliche Herr über die abgeschabten Falten des Ärmels.

Aus dem Krankenzimmer klang eine silberne Schelle. Sten Sture reckte sich hoch auf und ließ den geistlichen Herrn allein.

Die Königin lag im Halbdunkel des letzten Zwielichts. Sie winkte dem treuen Wächter mit matter Handbewegung, und als er ganz dicht ans Bett trat, flüsterte sie mit kraftloser Stimme heiß und eindringlich: „Laßt einen Boten reiten nach Stockholm an die Gräfin Stenbock."

Ehrerbietig gebückt lauschte der Obrist und fragte behutsam: „Und die Botschaft, Herrin?"

Da sah ihn Ulrike aus seltsam klaren, leuchtenden Augen an, und die Antwort war wie ein Hauch: „Laßt ihr sagen, ich warte auf sie."

Dann schlossen sich erschöpft die Lider in dem verfallenen Gesicht.

Während unten im Schloßhof Sten Sture den Reiter abfertigte und mit ingrimmigen Flüchen bekräftigte, daß er ihm Nase und Ohren abschneiden wolle, wenn er sich nicht die Seele aus dem Leib jage, begann oben in dem dunklen Turmzimmer der Todeskampf. —

Der alte Soldat war leise auf seinen Posten zurück geschlichen und stand nun wieder an seinem Pfosten, auf den Pallasch gestützt, reglos wie ein steinernes Bildnis. Kein Wimperzucken gönnte er den vornehmen Herren, von denen sich einer nach dem anderen unauffällig beiseite schlich, um die langweilige Wacht zu verschlafen. Als die Turmuhr mit weit hallenden Schlägen die elfte Stunde verkündete, war der eiserne Wächter allein und hatte dessen nicht acht. Die dunkle Nacht deckte mit feierlicher Ruhe den gestirnten Mantel über die müde Erde. Da schreckte schrilles Klingeln den Harrenden.

Im Gemach keuchte die unkenntliche Stimme nach Licht, und als des Obristen bebende Hände eine einsame Kerze entzündeten, da leuchtete der trübe Schein über krampfzuckenden Mund und schweißbedeckte Wangen. Noch einmal rangen die bleichen Lippen nach Luft, zuckte der Leib gewaltsam auf den Kissen, dann stöhnte die Königin ein lautes: „Endlich!" und sank erlöst auf das Bett zurück.

„Endlich!" rief Ulrike von Schweden im Tode. Das Sterben ist ihr leicht, das Leben bitter schwer gewesen

Die Hände um den Säbelkorb, sprach Sten Sture ein rauhes Vaterunser. Er faltete die wachsbleichen Finger der Toten auf der Decke, schloß unendlich behutsam die erloschenen Augen und ging aufrechten Schrittes hinaus, die Diener zu wecken.

Dann hielt der Obrist seiner Königin die Totenwache. Nichts verriet in dem starren Gesicht, wie die Gedanken unter der breiten Stirn dahin jagten. Wie sie den Kurier in die Hauptstadt begleiteten, der nun zu spät den Ruf der Toten überbrachte.

Der einsame Mann gedachte der Tage, da es noch besser um Schweden stand; als König Karl noch lebte, der lustige Feldherr, der die Feinde zu Paaren trieb; wie dann die Macht Gustav Adolfs zerbröckelte in der Hand von Karls schwacher Schwester; wie der gierige Adel eine Provinz nach der anderen vom Lande riß um schnödes Geld; wie sie einen schimpflichen Frieden über den anderen schlossen, bis man sich schämen mußte, ein Schwede zu sein. Sah, wie die unglückliche Königin keinen Menschen behielt als die Gräfin Stenbock, deren Mann für König Karl so manche siegreiche Schlacht geschlagen, bis er auf Befehl des Ministers Willingk gegen Altona zog und dafür in Kopenhagen mit schmählicher Kerkerhaft büßen mußte bis zu seinem Tode.

Dann sah er wieder den Kurier dahin jagen, daß der Bauch der Mähre den Boden fegte, sah den Reiter, der die Botschaft trug, zu spät, zu spät.

So lebten die Gestalten um Sten Sture, der die Wache hielt, bis der graue Morgen kam, der helle Tag. In die Geschäftigkeit der rumorenden Bedienten schlug die Mittagsstunde. Da sprangen die Flügel der Vorzimmertür weit auf, und herein rauschte schweigend, schwarz gekleidet, die Gräfin Stenbock.

Lautlos durchquerte sie den Raum. Lautlos öffnete der Obrist ihr das schwarz ausgeschlagene Gemach, schloß es wieder hinter ihr ohne Worte, ihren Schmerz achtend.

Reglos leuchtete wieder der steile Pallasch, Sten Stures blanker Ehrengruß. Bis die vornehmen Herren ungeduldig wurden ob der langen Dauer und den Alten bedrängten, daß die Gräfin ohnmächtig geworden sein müsse, es sei etwas geschehen, und er solle nachsehen.

Da sahen sie es alle, der Obrist riß die Tür, die er erst nur eine Spaltesbreite geöffnet hatte, weit auf, daß der Wahrheit Raum werde in aller Augen.

Im Sarge stand aufrecht Ulrike, die tote Königin von Schweden, und umarmte innig die schwarz gekleidete Gestalt.

Als die schreckblinden Augen wieder hinzusehen wagten, war die Gräfin Stenbock verschwunden, und die Königin lag still und friedlich auf ihrem Katafalk. —

Der Kurier, der viele Stunden später seinen abgehetzten Klepper in den Schloßhof trieb, wußte nur zu berichten, daß die Gräfin Stenbock fern in Stockholm um die Mittagsstunde selig entschlafen sei.

Sten Sture aber schrieb zum Zeugnis dessen mit seiner ungelenken Hand ein kritzliches Protokoll. Alle Offiziere, die es mit angesehen hatten, unterzeichneten um der Wahrheit willen, daß die verlassene Königin von Schweden auf ihre einzige Freundin nicht umsonst gewartet hatte.

Des Obristen Protokoll trägt den Tag des Todes, den 24. November 1741, und liegt noch heute im Reichsarchiv zu Stockholm.

Japanische Ehrbegriffe.

Von Ferdinand Colshorn.

Uns Angehörigen des westlichen Kulturkreises ist die Empfindlichkeit, mit der ein Japaner jede Verletzung seiner Ehre, insbesondere jeden Zweifel an seiner Treue gegen Vaterland und Kaiserhaus aufnimmt, seit langem bekannt. Wir haben oft mit Erstaunen vernommen, wie weitgehende Beweise die Japaner hierfür ablegen, selbst wenn solche Beweise für niemand nötig gewesen wären. Bekannt ist z. B. das Verhalten des greisen Admirals Nogi, der es mit seiner Gattin für einen Mangel an Treue gegen seinen verstorbenen Kaiser Mutsuhito hielt, wenn man diesen sein Leben im Jenseits ohne seine gewohnte Umgebung beginnen ließe; beide begingen daher Selbstmord, damit wenigstens sie dem toten Kaiser ihre Dienste weihen könnten. — Oder man denke an den Fall des Leutnants Ohara, der aus Besorgnis über das Wachsen des russischen Einflusses im Fernen Osten in einer Denkschrift seine Gedanken niederlegte und, um jeden Zweifel an dem Ernst seiner Meinung im Keime zu ersticken, vor den Gräbern seiner Ahnen Selbstmord beging. Auch manche Japanerin hat geglaubt, die Treue zu ihrem Gatten durch den Tod besiegeln zu müssen: so gibt es zahllose Fälle, in denen Soldatenfrauen dem auf dem Schlachtfelde gefallenen Manne freiwillig in den Tod folgten.

Diese Gedankengänge gehören keineswegs einer besonderen Klasse oder Kaste in Japan an, etwa nur dem Adel, sondern sind Gemeingut des ganzen Volkes. Man findet sie noch heute, so modern das Reich der aufgehenden Sonne im übrigen geworden sein mag. Nachstehende der Wirklichkeit entnommenen Beispiele dürften außerhalb des Inselreichs schwerlich ihresgleichen finden.

Das erste entbehrt nicht einer gewissen grausigen Komik. Prinz Iesato Tokugawa, der gegenwärtige Präsident des Oberhauses, erhielt eines Tages von einem ihm gänzlich unbekannten Maler einen Brief mit der frech-fröhlichen Bitte um ein größeres Darlehn. Der Bittsteller wollte angeblich damit ein Geschäft eröffnen und das Geld in fünfzehn Jahren zurückzahlen. Zu seinen Gunsten führte er an, daß er von den Samurais abstamme und seine Vorfahren treue Diener der alten Tokugawa-Schogune gewesen seien. Dem Brief lag ein kleines Päckchen bei. Der Prinz öffnete es und fand darin — einen frisch abgeschnittenen Finger des Malers, der auf diese drastische Weise die Richtigkeit seiner Angaben dokumentieren wollte.

Ein Bahnwärter in der Nähe von Tokio hatte durch Fahrlässigkeit ein Unglück verschuldet, das zwei Menschen das Leben kostete. Um noch einen Kraftwagen mit zwei Insassen durchzulassen, schloß er die Schranke zu spät, so daß der Zug das Fahrzeug erfaßte und zertrümmerte. Verschiedene Umstände ließen seine Handlungsweise in sehr mildem Lichte erscheinen, doch vor dem eigenen Gewissen fühlte der Beamte sich schuldig. Der Leichtsinn des Kraftwagenführers, der angesichts des nahenden Zuges noch das Geleise überquerte, hatte das Unglück mitverschuldet. Der Bahnwärter meinte indes, der Fahrer habe sich auf ihn verlassen und er verurteilte sich selbst wegen Mordes zum Tode. Um seine Tat zu sühnen, legte er sich an der Stätte des Unglücks auf die Schienen und ließ sich überfahren.

Das letzte Beispiel ist weniger tragisch, aber nicht minder interessant. Ein bekannter Finanzmann und Leiter eines großen Tokioter Handelshauses erschien eines Tages vor Gericht, um die Enterbung seines einzigen Sohnes zu Protokoll zu geben. Nach japanischem Recht erbt der Sohn den Besitz des Vaters, es sei denn, daß die Enterbung, wie in diesem Falle, ausdrücklich ausgesprochen wird. Der Finanzmann erklärte, daß er diesen Schritt durchaus gegen seinen Willen, und nur auf ausdrückliches Verlangen seines Sohnes tue. Dieser hatte eifrig Staatswissenschaft auf der Keio-Universität studiert, bis er in lockere Gesellschaft geriet. Reiswein und Geishas gewannen einen übermäßigen Einfluß auf ihn und führten ihn bald an den Rand des Verderbens. Schließlich hatte er sein ganzes Vermögen durchgebracht und sah sich nun von allen bisherigen Freunden verlassen. Als ein verlorener Sohn kehrte er nach Hause zurück, wo man ihn trotz allem mit offenen Armen empfing. Die gebotene Hilfe nahm der Zurückgekehrte indessen nur unter ganz bestimmten Bedingungen an, wie sein Ehrgefühl sie ihm vorschrieb. Da er sich nach seinem bisherigen Lebenswandel nicht mehr für würdig hielt, seines Vaters Sohn zu heißen, verlangte er seine Enterbung. Der Sohn des reichen Handelsherrn nahm dann in einer Fahrradhandlung eine Stellung an, um sich eine neue Existenz zu gründen.

 **Bunte Chronik** 

* **Ehen werden im Himmel geschlossen.** Dieser Ansicht scheint auch die amerikanische Filmschauspielerin Peggy Joyce zu sein, denn auf Erden hat sie keine Zeit mehr, zum Traualtar zu schreiten, obwohl sie verlobt ist und der Bräutigam seit Monaten auf den Hochzeitstag wartet. Früher hatte sie Zeit, als sie ihren vierten Mann heiratete, nachdem sie sich vom ersten, zweiten und dritten hatte scheiden lassen, aber heute ist sie ein vielbeschäftigter Filmstar und ist mit Proben und Aufnahmen derart eingedeckt, daß sie einfach nicht dazu kommt, das, was sie in jedem Film tut, auch im Leben noch einmal zu vollziehen. Ihre ersten vier Männer waren Millionäre (jeder für sich), aber keiner von ihnen hatte mehr viel auf dem Konto, als sie ihnen den Laufpaß gab. Der fünfte Anwärter auf den Posten eines Schnell-Scheckschreibers, Mr. Ohn Notdick, ist aber derart reich, daß die Ehe vermutlich länger dauern wird. Er ist auch gutmütig genug, so lange zu warten, bis sie einmal so nebenbei Zeit hat ihm die Hand zum ewigen (?) Bunde zu reichen. Einem Reporter erklärte er jedenfalls, seiner Meinung nach habe es seine Braut endgültig satt, die Männer wie die Hemden zu wechseln. Er scheint also die richtige Gemütsruhe für diese etwas lebhafte Frau zu besitzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg